Das grosse Pariser Drama.

Calmette's Erschießung. — Madame Caillaux. — Gefährliche Briefe. — Hinter den Kulissen des Dramas. — Ein Abend auf der italienischen Botschaft. — Die politischen Folgen.

Paris, 17. März.

„Figaro" war Bartholo geworden, „Figaro" wurde das Opfer von Frauenhand, „Figaro" ist todt. Schwarzumrändert erscheint das Blatt, welches stolz die Devise Beaumarchais im Titel zu tragen pflegt: „Von den einen gelobt, von den andern getadelt, der Dummen spottend, der Bösen nicht achtend, lache ich schnell über alles, aus Furcht, darüber weinen zu müssen." Die Zeitung des Boulevards ist vom Lachen bei den Thränen angelangt. In Frankreich tobt der Sturm der Leidenschaften wie an den schlimmsten Tagen der Dreyfus-Affaire. Und wieder spielt die Frau ihre Rolle, die tragischste: keine verschleierte Dame, die Gattin eines Ministers, die ihre Rache mit dem Browning übt, wie draußen in den Vorstadtgassen die Apachenkönigin ihre Vendetta. Gewiß, auch die antike Geschichte kannte das heroische Weib, das des Mannes Ehre rächte. Doch von Heroismus kann man hier nur mit Vorsicht reden; niederster Skandal steigt bis zu den höchsten Gesellschaftsschichten empor, beschämt ein ganzes Land. Die Republik, die schon so viele Stürme und Skandale erlebte, und doch fortdauerte, erhält abermals einen rauhen Stoß — die Wahlkampagne beginnt, wie der „Radical" klagt, „in Blut und Schmutz". Die Propheten der „Beschwichtigung" und „republikanischen Aussöhnung", die Briandisten, fanden in einem Theil ihrer Presse so leidenschaftliche Advokaten, daß heute die politischen Wogen höher gehen denn zuvor und alles zu zerstören drohen.

Die Vorgeschichte ist bekannt. Alsbald nachdem Caillaux das Kabinett Barthou gestürzt hatte, begann im „Figaro" eine sehr auffällige Kampagne gegen den Finanzminister, geführt vom Chefredakteur Gaston Calmette, der als Intimus des Präsidenten Poincaré und Barthous galt. Die Angriffe gegen Caillaux verblieben nicht auf politischem Gebiet. Man denunzirte ihn täglich als Finanzbriganten großen Stils. Er sollte hunderte von Millionen den kleinen Sparern geraubt und in südamerikanischen Spekulationen vergraben haben. Er sollte Erpressungsversuche bei den großen Bankinstituten zugunsten der radikalen Wahlkasse vorgenommen haben. Dementis regneten — Calmette ließ sich nicht stören, kam sofort mit einer neuen, größeren Beschuldigung. Er grub die alte Affaire Rochette wieder aus: auf Betreiben des Finanzministers sollte unter dem Kabinett Monis dem Exkellner und Bankier Rochette ein ungesetzlicher Prozeßaufschub gewährt worden sein, weil er sich durch hohe Subventionirung eines ministeriellen Blattes verdient gemacht habe. Eine parlamentarische, von dem Sozialisten Jaurès präsidirte Untersuchungs-Kommission war eingesetzt worden, hatte unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Man fabelte damals schon von einem kompromittirenden Briefe des Generalstabsanwaltes Fabre an den Justizminister. Der Staatsanwalt sollte sich darin bitter über den Zwang beschwert haben, der ihm angethan wurde: „Nie habe ich eine größere Demüthigung erlitten." Bei einer royalistischen Interpellation über Calmettes neue Anklagen ergriff auch Jaurès das Wort und erinnerte daran, daß die Kommission den damaligen Justizminister Briand um Herausgabe des Geheimdossiers ersuchte, daß Briand aber mit zum Himmel erhobenen Händen rief: „Ich kann doch nicht meine Vorgänger verklagen!" Also deckte der Chef der heutigen Opposition zu dieser Zeit Machenschaften, die ungesetzlich gewesen sein sollten. Ministerpräsident Doumergue hatte am Freitag nicht viel Mühe, die Interpellation abzuweisen: er brauchte nur mit entrüsteter Stimme auf die täglichen Verleumdungen hinzuweisen, denen Caillaux ausgesetzt sei, und die Kammer nahm die einfache Tagesordnung an. Aber man munkelte, daß Barthou das Original des Fabre-Briefes an sich gebracht habe und entschlossen sei, es zum Sturze des von ihm gehaßten Caillaux zu verwenden! Es sollte nicht dazu kommen.

Gaston Calmette hatte sich soweit herabgelassen, einen alten Liebesbrief des „demagogischen Plutokraten" zu publiziren! Während Caillaux mit dem Aufgebot aller Kräfte im Senat sein Einkommensteuerprojekt vertheidigte, las man ein autographisch abgebildetes Schreiben von seiner Hand, mit dem Kosenamen „Jo" (Joseph) unterzeichnet, in dem es hieß: „Ich habe die Einkommensteuer zermalmt, indem ich sie zu vertheidigen schien." Diese Zeile hatte er 1901 auf der Ministerbank gekritzelt, als er, der Sohn eines napoleonischen Ministers und Großkapitalisten, schon aus der Centrumspartei eine leichte Schwenkung nach links vorgenommen hatte. Calmette forderte, daß man endlich diesen Heuchler „hinauskehren" möge. Nachdem er schon seit Wochen darauf verzichtet hatte, auf die Angriffe des „Figaro" zu antworten, ließ sich Caillaux wieder herbei, eine Aufklärung zu geben: er gestand, damals noch kein so überzeugter Anhänger der Steuerreform gewesen zu sein wie heute, und wies daraufhin, daß es sich damals um den gleichzeitigen Ersatz der vier indirekten Steuern durch direkte gehandelt habe, während er auch jetzt noch vorsichtig nur für einen theilweisen Ersatz eintrete. Der „Figaro" kündigte mit großem Trara an, er werde auf eigene Kosten den Brief an allen Mauern Frankreichs anschlagen lassen, damit das Volk endlich den Verräther kennen lerne. Aber in den Parlamenten machte die Enthüllung üblen Eindruck; im Senat wurde man Caillaux sogar besondere Sympathie. Einige Zeitungen kritisirten trotz der in Paris herrschenden journalistischen Solidarität recht scharf die Veröffentlichung eines so intimen Privatbriefes. Welchen Zweck verfolgte Calmette? Schon früher hatte er durch Monate hindurch einen Politiker mit ähnlicher Gehässigkeit ausgezeichnet: Delcassé. Die einen wollten auf pathologischem Gebiet die Erklärung suchen, sprachen von starker Ueberarbeitung, die den Chefredakteur schon einmal zu einer Kaltwasserkur gezwungen hätte. Die anderen flüsterten, daß der „Figaro" letzthin schlechtere Geschäfte gemacht habe, daß hinter den absichtlich übertriebenen Attacken gewisse Großfinanziers stünden, die Caillaux um jeden Preis beseitigen wollten.

Aber solche persönliche Anfeindung ist in der Republik nichts ganz Ungewohntes; die Gattin des Finanzministers mußte kalten Lächelns die Verleumdungen gegen ihren Gatten anhören können, da sie aus politischen Milieu hervorging, auch wenn sie in einem Blatte las, daß die Perlenkette an ihrem Halse mit preußischem Golde bezahlt worden sei! Die Veröffentlichung des ersten intimen Briefes im „Figaro" erklärte nicht den Mord. Wir werden sehen, daß tiefere, ernstere Gründe die Ministersgattin zu ihrem wohlüberlegten Schritte trieben. Zunächst hier die Vorgeschichte des Briefes, so wie sie in politischen Kreisen kolportirt wird: Caillaux liebte die Frau eines Attachés im Unterstaatssekretariat der Schönen Künste, setzte deren Scheidung durch (der Mann wurde Steuereinnehmer) und unterhielt während des kurzen Trennungsprozesses eine sehr vertrauliche Korrespondenz. Dann heirathete er, ohne dauerndes Glück zu finden. Der jetzt bekannt gewordene Brief soll ihm erst ausgeliefert worden sein, als er sich zu einer Jahresrente von 15,000 Franken entschloß. Aber das Original des Briefes war vorher photographirt worden und soll zu einem neuen „Anleiheversuch" in Höhe von 50,000 Franken gegen Auslieferung der Platte gedient haben. Die Weigerung zog schlimme Folgen nach sich — im „Figaro" wußte man den Werth der Photographie zu schätzen. In zweiter Ehe begriffen, hatte Caillaux natürlich auch eine zweite Liebeskorrespondenz geführt. Und auch Briefe dieser neuen Idylle waren, wer weiß wie, in die Hände Calmettes gerathen. Man munkelte von einem romanweise in Fortsetzungen erscheinenden Feuilleton voll skandalöser Einzelheiten. Die Ministersgattin erfuhr davon und eilte auf den Justizpalast, wo ihr ein hoher Beamter erklärte, jedes Einschreiten wäre unmöglich; es bleibe nichts übrig, als der Veröffentlichung stillschweigend beizuwohnen, da Beleidigungsprozesse dieser Art meistens sehr lange dauerten, nur noch mehr Aufsehen erregten und gar mit dem Freispruch des Beklagten endigen könnten! Mme. Caillaux, die geschiedene Frau von Léo Claretie, eines Mitarbeiters vom „Figaro" und Sohnes vom verstorbenen Direktor der Comédie Française, faßte ihren Entschluß. Sie mußte glauben, daß die angedrohte Veröffentlichung thatsächlich den Untergang ihres Mannes bedeutete; denn sie führte ihren Plan mit kältester Ueberlegung aus.

Gegen Mittag hatte sie mit ihrem Gatten das Mahl eingenommen; dann war der Minister nach dem Senat gefahren, wo er mehrmals in der Debatte das Wort ergriff — ohne zu ahnen, daß seine Frau schon in den Morgenstunden ihren Revolver gekauft hatte. Gegen 5 Uhr pflegen die Redakteure auf dem „Figaro" zu empfangen; Mme. Caillaux erschien pünktlich und nahm in dem Wartesalon Platz. Niemand wurde auf die einfach schwarz gekleidete Dame aufmerksam, nicht einmal der Diener, obschon sie erklärt hatte, ihren Namen nur in verschlossenem Couvert dem Chefredakteur überbringen zu lassen. Gaston Calmette langte erst nach 6 Uhr auf dem „Figaro" an, begleitet von Paul Bourget, dem bekannten Académicien und Romanschriftsteller. Als er in seinem Bureau den Namen der Besucherin las und Bourget ihm abrieth, sie zu empfangen, antwortete er: „Ich kann einer Frau nicht die Thüre verschließen." Bourget ging, und Mme. Caillaux wurde eingeführt. Der Diener hatte noch nicht die Thür hinter sich geschlossen, als schon fünf Schüsse dicht hinter einander krachten. Redakteure, das ganze Personal strömten zusammen — Calmette lag am Boden, Mme. Caillaux stand bleich und unbeweglich vor einem Bücherschrank. Als man auf sie eindrang, rief sie: „Ich denke nicht daran, zu fliehen! Ich schieße auch nicht mehr, der Revolver liegt hier..." Sie deutete auf die Waffe, die sie auf den Tisch gelegt hatte. In der allgemeinen Bestürzung wurde dem Verwundeten, der von drei Kugeln im Unterleib getroffen worden war, ein Nothverband angelegt. Er kam wieder zur Besinnung, bat mit schwacher Stimme um Verzeihung für die Mühe, die er verursache, übergab selbst Freunden seine Briefmappe mit geheimen Dokumenten und sagte, als man ihn auf einer Tragbahre nach dem Ambulanzwagen davontrug: „Ich habe nur meine Pflicht gethan... Ich habe niemand etwas zu Leid thun wollen..." Viele seiner Angestellten weinten. Denn ein so finsteres Aussehen er hatte, war Calmette persönlich als sehr liebenswürdiger gefälliger Mann bekannt. Ehemals trat er als Boulevard-Chroniqueur hervor, glänzte weniger durch Witz, als durch journalistische Erfindungen — „une idée par jour", wie Villemessant, der Begründer des „Figaro", es verlangt hatte. Die Art und Weise, in der er es zum Direktor des großen Blattes brachte, zeigte seinen ungewöhnlichen Ehrgeiz: er hatte die Tochter eines der Hauptaktionäre geheirathet und ließ dann die Oberleiter, die seine Freunde und Gönner gewesen waren, auf die Straße setzen — sie gingen nicht freiwillig und mußten durch Gerichtsbeschluß aus der Redaktion vertrieben werden. Von dem dreyfusistischen Organ wurde der „Figaro" wieder zu einem aristokratischen Leibblatt, das in derselben Nummer für Poincaré's Präsidentschaft eintrat und gleicherweise den bonapartistischen wie orléanistischen Prätendenten zur Verfügung stand. Es wurmte Calmette sehr, daß er nicht den politischen Einfluß des „Matin" besaß — seine Freunde versichern heute, er habe sowohl Delcassé wie Caillaux aus Ueberzeugung befeindet, und sie bestreiten aufs Entschiedenste, daß er intime Briefe der zweiten Frau des Ministers habe veröffentlichen wollen.

Es dauerte über eine halbe Stunde, ehe man die Mörderin aus dem Bureau Calmette's fortführte. Die anwesenden Polizisten wagten offenbar nicht, Hand an sie zu legen, erklärten, erst den Revolver beschlagnehmen zu müssen. Endlich brachte man sie im Automobil nach dem nächsten Polizeikommissariat, wo Untersuchungsrichter und Staatsanwalt eintrafen. Beim Verhör erklärte sie: „Man hatte mir gesagt, daß man die Fortsetzung der Kampagne gegen meinen Mann und die Veröffentlichung meiner Briefe nicht verhindern könne. Da es keine Gerechtigkeit geben sollte, habe ich sie mir selbst verschafft. Ich habe Herrn Calmette nicht tödten, sondern ihn nur strafen wollen!" Ihre Kugeln hatten aber zu gut getroffen — trotz aller chirurgischen Mühen starb Gaston Calmette bald nach 11 Uhr Abends. Joseph Caillaux befand sich nach der Senatssitzung mit seinen Sekretären in seinem Kabinett des Finanzministeriums, beschäftigt mit dem Unterzeichnen von Aktenstücken, als ein dringender Telephonruf der Polizeipräfektur ihn von dem Vorgefallenen verständigte. Er sank mit dem Schrei: „Wie entsetzlich!" in seinem Sessel zusammen, faßte sich aber bald wieder und fuhr mit einem Auto sogleich nach dem Kommissariat. Dort wollte ihn der Wachmann nicht einlassen. „Ich bin der Finanzminister Caillaux!" erklärte er, und als der Polizist überrascht zur Seite trat, herrschte ihn der Minister in seiner autoritären Weise an: „Warum grüßen Sie nicht!?" Eiligst nahm der Mann seine militärische Positur ein. Im Zimmer des Kommissärs hatte Caillaux eine halbstündige Aussprache mit seiner Frau, die theils sehr stürmisch verlaufen sein soll. Ihr Brief, in dem sie ihm ihren Schritt im vornherein geschildert hatte, war ihm noch nicht aus der Privatwohnung überbracht worden. Während man Madame Caillaux nach dem berühmten Frauengefängnis Saint-Lazare überführte, telephonirte der Minister an Doumergue, um seine sofortige Demission anzukündigen; der Regierungschef bat ihn, bis zu den späten Abendstunden mit jedem Entschluß zu warten.

In der That durften die offiziellen Persönlichkeiten nicht ihre lächelnde Miene ablegen: um 8 Uhr Abends erwartete man sie in der italienischen Botschaft zu einem offiziellen Diner und großen Empfang! Comtessa Tittoni, die liebenswürdig-graziöse Botschafterin, hatte am Nachmittag ein persönliches Gespräch durch's Telephon mit Mme. Caillaux gehabt: die Ministersgattin sollte bei der Galatafel zur Linken des Präsidenten Poincaré sitzen und entschuldigte sich, daß sie wegen leichten Unwohlseins nicht kommen werde — der Finanzminister werde allein erscheinen. Er erschien nicht! Aber der Präsident der Republik, Madame Poincaré, Ministerpräsident Doumergue und andere Minister, Botschafter, Académiciens wie schöne Frauen saßen an blumengeschmückten Tischen, plauderten banal und thaten so, als habe sie nicht dies unerwartete Drama auf Aeußerste erschüttert. Während nachher die reizende Gemma Bellinzioni im golddurchwirkten Spitzenkleid sang, während die Botschafterin, schlank und vornehm, ein seltenschönes Brillantdiadem im Haar, hunderte von Gästen willkommen hieß, bildeten sich flüsternde Gruppen in den von Falconnet mit Biscuit-Engeln dekorirten Sälen. Man erzählte sich die Geschichten und Intriguen; die einen beklagten Calmette, die andern Caillaux, andere meinten, es wäre vielleicht die einzige Lösung gewesen, was wieder andere nicht verstanden. Die Prinzessin X., die im „Figaro" jahrelang eine mondäne Chronik leitete und vor einigen Wochen von der Chefredaktion einen Abschiedsbrief erhielt, sagte jammernd zu einem reichen Künstler, der ein sehr naher Freund des Verstorbenen gewesen: „Oh, der gute Calmette! Ich habe ihn noch einmal gesehen — sechs Kugeln...!" — „Ich meine nur fünf?" frug der Künstler. — „Sechs! Sechs!" versicherte die aufgeregte Dekolletirte und rauschte weiter, um sich wichtig zu machen, ohne darauf zu hören, daß der Künstler hinter ihr drein sagte: „Mehr Kugeln, als im Revolver waren, wünscht sie ihm und heult dabei Krokodilsthränen." Ein Dutzend Senatoren und Deputirten erwogen, ob die Demission Caillaux' wohl die Gesammtdemission des Kabinetts Doumergue zur Folge haben werde, sahen sich vielleicht schon selbst mit einem Portefeuille beglückt!

Der Präsident der Republik war zeitig aufgebrochen, Doumergue auch. Von 10 Uhr bis Mitternacht beriethen die Minister. Arbeitsminister Malvy fuhr zweimal zu Caillaux. In edler kollegialer Regung wollten sie nicht den Abschied Caillaux' hinnehmen, der aber bei seinem Entschluß verblieb. Ihr moralisches Zeugniß, daß sie Caillaux auf keinen Fall, auch nicht indirekt, für den Mitschuldigen gehalten wissen wollen, wiegt schwer — was auch die reaktionäre Presse in ihrem Haß heute zusammenschreiben mag, der gesunde Menschenverstand sagt, daß Caillaux sicherlich nichts von dem Plan seiner Frau gewußt hat. Wir sind ihm bei Festlichkeiten und Empfängen in den letzten Wochen oft begegnet, wenn er, in zärtlichem Einvernehmen, mit seiner Frau und deren Schwester Erholung von den Tagesmühen und Kämpfen suchte. Die nicht sehr hochgewachsene, anmuthige Brünette, die keine Schönheit von blendendem Rang war, würde niemand auf die Vermuthung gebracht haben, daß sie eines Mordanschlags fähig sei. Gewiß haben die im Stillen offenbarten Schmerzen, die Caillaux vor der Oeffentlichkeit über die Verleumdungskampagne nicht erkennen ließ, großen Eindruck auf die Gattin gemacht, ihren Verstand getrübt. Das sind die Entschuldigungen, nach denen man sucht. Ein intimes Drama — über dessen politische Folgen sich die Republik zur Stunde noch nicht im Klaren ist!

Carl Lahm.

Gaston Calmette, Chefredakteur des Pariser „Figaro", an seinem Pult.
Photo. Underwood & Underwood.

Madame Caillaux auf einem der Pariser Boulevards.

Joseph Caillaux.

Maitre Fernand Labori, der Vertheidiger von Madame Caillaux.

Das St. Lazare Gefängnis, in dem Madame Caillaux internirt ist.

Das Publikum vor dem Pariser Justizpalast während der Voruntersuchung der Caillaux-Tragödie.

Der homerische Polyphem — ein Elefant der Vorzeit.

Die fossilen Knochen vorzeitlicher Thiere haben den Menschen früherer Kulturen, der ihre Bedeutung noch nicht wissenschaftlich zu ergründen wußte, außerordentlich beschäftigt und seiner Phantasie reiche Nahrung gegeben. In einem bei B. G. Teubner erschienenen Buche „Die Thiere der Vorwelt" erörtert der Wiener Paläontologe Prof. Othenio Abel die interessanten Zusammenhänge zwischen Fossilien und Volkssagen und weist nach, daß durch eine wahre Manie der Gelehrten im 16. und 17. Jahrhundert überall Reste von Riesen entdeckt wurden, die nichts anderes waren als fossile Knochenfunde. Am überraschendsten aber ist die Aufklärung, die die griechische Sage vom Zyklopen Polyphem durch den scharfen Blick des Paläontologen erfährt. Wir alle kennen aus der „Odyssee" die Geschichte von dem einäugigen Ungethüm, das auf Sizilien hauste und das Odysseus so listig betrog. Daß gerade Sizilien nach den Vorstellungen der homerischen Griechen als das Land dieser einäugigen höhlenbewohnenden Riesen galt, giebt zu denken. Noch heute findet man in den unweit des Meeres gelegenen Höhlen der Gegend von Messina sowie an vielen anderen Stellen Siziliens Reste von Zwergelefanten, die eine eigene Art darstellen und in der Eiszeit lebten. Bereits im klassischen Alterthum waren wiederholt derartige Knochenfunde auf Sizilien gemacht worden; Empedokles berichtet z. B. von solchen Entdeckungen und hält sie für die Reste eines untergegangenen Geschlechtes von Giganten. Im Mittelalter tauchte sogar bei solchen Funden auf Sizilien direkt der Gedanke an Polyphem auf. Nach Boccaccio wurden die Knochen des homerischen Zyklopen in einer Höhle bei Trapani entdeckt, und er sollte nach der Größe dieser Gebeine 300 Fuß lang gewesen sein. Der gelehrte Jesuitenpater Athanasius Kircher will diese Reste noch 200 Jahre später gesehen haben; doch war nach seinen Messungen Polyphem höchstens 30 Fuß groß.

Zu der Vorstellung eines riesenhaften Menschen mit einem einzelnen, mitten auf der Stirn stehenden Auge kann nun wirklich der Schädel eines sizilianischen Zwergelefanten für den Laien Anlaß geben. An dem gewölbten Schädel, dessen Form sich von ungefähr wohl mit dem des Menschen vergleichen ließ, fällt sofort das riesige, mitten in der Stirn stehende Loch auf: es ist die Nasenöffnung, während die Augenhöhlen tief unten an den Seiten des hochgewölbten Schädels liegen. Es müssen Seefahrer der homerischen oder vorhomerischen Zeit gewesen sein, die zuerst die Kunde von diesen einäugigen Giganten Siziliens in die Heimath brachten. Sie mochten in einer Strandhöhle Schutz vor Unwettern gesucht haben, und nun leuchtete ihnen beim ungewissen Schein des Lagerfeuers ein aus dem Höhlenlehm aufragender Elefantenschädel entgegen. Elefanten waren ihnen unbekannt, sie konnten also nur an gewaltige Riesen denken, die zwar Menschengestalt besaßen, wie es die Schädel vermuthen ließen, aber sich von den gewöhnlichen Sterblichen durch den Besitz eines einzigen großen Auges unterschieden.

Die Geisteskrankheiten im Balkankriege.

Die Verheerungen, die ein moderner Krieg unter den Kämpfern anrichtet, erstrecken sich bekanntlich nicht nur auf körperliche Verletzungen, sondern auch auf Geisteskrankheiten. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 erreichte der Prozentsatz der Geisteserkrankungen unter den Truppen 0,95 von 1000, während des Burenkrieges stieg diese Ziffer auf 2 von 1000, der spanisch-amerikanische Krieg erreichte 2,7 von 1000, und im russisch-japanischen Kriege entfielen auf 1000 Mitstreiter zwei Fälle von Wahnsinn. Die Statistik aller Kolonialkriege der neueren Zeit weist z. T. noch höhere Ziffern auf; im südwestafrikanischen Kriege z. B. erreichte die Zahl der Geisteserkrankungen sogar 5 von 1000.

Im Vergleich damit sind die entsprechenden Zahlen aus dem jüngsten Balkankriege überraschend niedrig. Im griechischen Heere zählte man nach einem Aufsatze des „Messager d'Athènes" auf 1000 Mitkämpfer nur 0,16 und für die ganze Armee 0,23 Geisteserkrankungen; in Serbien erreichten die geistigen Erkrankungen bei den Truppen, die an den Kämpfen theilnahmen, nur 0,18 von 1000, in Bulgarien 0,33, in Montenegro 0,10, so daß die vier Balkanstaaten gemeinsam eine Durchschnittsziffer von 0,25 von 1000 aufweisen. Die Psychiater erklären diese niedrigen Ziffern durch die geringe Mortalität unter den Verwundeten und durch die Widerstandsfähigkeit der Balkanvölker, die zum großen Theil an ein Leben der Entbehrungen gewöhnt sind und zudem fast gar keinen Alkohol genießen.

— Argentinien ist in der Lage, zwei Drittel seiner Maisernte auszuführen.

— Bei den Dagrouschen Flugtauben-Depeschen kommen 172,000 Buchstaben auf 1 Quadratzentimeter Fläche.

— In London sollen mehr Schotten wohnen als in Aberdeen, mehr Irländer als in Dublin, mehr Juden als in Palästina und mehr Römische Katholiken als in Rom.

— Das flotte „Gaudeamus igitur" ist aus einem kirchlichen Bußgesange von 1260 zurechtgemacht und übersetzt.